

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Weule.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 22

Sonntag, den 25. April 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 25. April: Markus Ev. **Montag, 26. April:** Maria vom guten Rat. **Dienstag, 27. April:** Petrus Kanisius. **Mittwoch, 28. April:** Vitalis. **Donnerstag, 9. April:** Petrus. M. **Freitag, 30. April:** Kath. Siena. **Samstag, 1. Mai:** Philipp Jst. Walpurgis.

Dritter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 16—22.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen; denn ich gehe zum Vater. Da sprachen einige von seinen Jüngern untereinander: Was ist das, daß er zu uns sagt: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen, und: Denn ich gehe zum Vater? Sie sprachen also: Was ist das, daß er spricht: Noch eine kleine Weile? Wir wissen nicht, was er redet. Jesus aber wußte, daß sie ihn fragen wollten, und sprach zu ihnen: Ihr fraget unter euch darüber, daß ich gesagt habe: Noch eine kleine Weile, so werdet ihr mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile, so werdet ihr mich wieder sehen. Wahrlich, wahrlich, sag' ich euch, ihr werdet weinen und wehklagen; aber die Welt wird sich freuen. Ihr werdet traurig sein; aber eure Traurigkeit wird in Freude verwandelt werden. Das Weib, wenn es gebiert, ist traurig, weil ihre Stunde gekommen ist; wenn sie aber das Kind geboren hat, so denkt sie nicht mehr an die Angst, wegen der Freude, daß ein Mensch zur Welt geboren worden ist. Auch ihr habet jetzt zwar Trauer, aber ich werde euch wieder sehen, und euer Herz wird sich freuen, und eure Freude wird niemand von euch nehmen.

*

Die kleine Weile des Evangeliums ist sprichwörtlich geworden für unsere kurze Lebenszeit, obschon sie vom Heiland gemeint war von der kleinen Weile oder der Spanne Zeit zwischen seinem Auferstehungs- und Himmelfahrtstag. Es ist ein Charakterzug des Christentums, den Aufenthalt auf Erden als kurz, unbeständig, als Zeit der Vorbereitung, der Erwartung einer besseren Zeit aufzufassen. Feinde des christlichen Namens und Gedankens wollen daraus die Feindschaft des Christentums mit den Gaben und Vorzügen der Erde, der irdischen Güter ableiten und sagen, ein überzeugter Christ, Katholik sei für Erwerb, Besitz, Verwaltung der Kulturgüter ungeeignet, weil beständig das Demnits der Kulturfeindschaft oder doch der Kulturunkenntnis dazwischentrete. Kein Vorwurf ist ungerechter als dieser. Nicht Kulturscheu und Weltflucht liegt im Wesen des Christentums, sondern Kulturfreundschaft und Kulturarbeit. Verdanken doch alle unsere heutigen Kulturstätten die Anfänge ihrer Kultur dem Christentum. Gewiß, auch der Staat kann Kulturträger sein und dabei der Mitwirkung der Kirche entbehren. Er handelt aber sehr weise und klug, wenn er sich der Unterstützung der Kirche versichert. Denn die Kirche wendet ganz andere nachhaltigere Mittel an als der Staat, und nur dann haben die Kulturbestrebungen des Staates Bestand, wenn sie sich in letzter Linie und der Hauptsache nach aufbauen und gründen auf demselben Untergrund wie bei der Kulturarbeit der Kirche, nämlich der religiösen Grundlage. Kultur ohne Religion führt zur Barbarei, zum Verbrechen.

Wenn das Christentum von kurzer Lebenszeit, von Vergänglichkeit des Irdischen, von Schätzen, die Rost und Rotten verzehren, spricht, dann tut sie nichts anderes, als was die heiligen Bücher an vielen Stellen aussprechen, und es leistet dadurch wahre und wirkliche Kulturarbeit. Denn es warnt damit vor schlechtem Gebrauch der Weltgüter und setzt einen Kiesel vor viele Sünden gegen die Gerechtigkeit.

Die kleine Weile unseres Erdenaufenthaltes ist für jeden, der darüber nachdenkt, ein Trieb, unsere kurze Lebenszeit nach den Worten des hl. Paulus zu erkaufen (Eph. 5, 16), d. h. jeden Augenblick eifrig zu benutzen und verdienstliche Handlungen zu verrichten, aufgrund deren die Ewigkeit des Himmels vertriehen wird. In jeder Gemeinde gibt es die eine oder andere Frau, die als tüchtige Hausfrau bekannt ist und von der die Leute sagen, sie versteht, mit ihrer Arbeit noch einmal so schnell fertig zu werden wie andere Frauen. Es ist das eben eine kleine Kunst, zu der man schon früh angeleitet werden muß, wenn man es darin zu etwas bringen will. Die Kunst, seine Zeit für die Ewigkeit verdienstlich anzuwenden, muß ebenfalls früh erlernt

werden. Die erste Anleitung dazu gibt die Mutter, und es ist ihre schönste Aufgabe, ihr Kind, sobald sich ihm das Verständnis für die Ewigkeitswerte erschlossen hat, stufenweise einzuführen in die heiligen Übungen, gottgefällige, verdienstliche Werke zu verrichten. Hier gilt aber die Regel, nicht zuviel auf einmal, und dann, nicht zuviel predigen, sondern vormachen, Worte bewegen, aber Beispiele ziehen an und reizen mit. Namentlich in weltlichen Dingen Ordnung und Reinlichkeit beobachten, ist immer eine gute Vorübung und die Stufe zum Vorankommen in den Dingen unseres Seelenlebens. Die weitere Ausführung über Benutzung der Zeit gibt der Religionsunterricht. Im Erstkommunionunterricht sodann erhält der junge Christ zum ersten Mal eine lehrhafte, eingehende Auseinandersetzung über diesen Punkt und zugleich die Belehrung, wie sich das Gotteskind durch die Einklehr Jesu in der hl. Kommunion in seiner Seele ein Ackerland herrichten kann, daß es darauf wachse, blühe und in kurzer Zeit dreißig-, sechzig-, hundertfältig reife zum ewigen Leben. Damit kommen wir wieder auf die öftere heilige Kommunion. Ihr Wert liegt ja nicht bloß in dem einmaligen heiligen Akt der Vereinigung Jesu mit der Seele, sondern auch darin, daß nunmehr die Seele mit einem heiligen Eifer, mit Lust und Freude die Zeit, die kleine Weile benutzt, um ihrem Herrn und Gott nach Kräften zu gefallen und nachzuahmen. Das macht die Kraft der Gottesgemeinschaft, das Wesen des innewohnenden hl. Geistes, der sie treibt, in kurzer Zeit und noch in jungen Jahren mit Riesenschritten die Bahn zu durchmessen und den Siegespreis davonzutragen. Und dann preist die hl. Schrift selber sie selig und reiht sie in die Schar der Himmlichen: Früh vollendet, hat er viele Jahre erreicht. (Weish. 4, 13.)

Überall finden sich solche Selbstenken, nicht bloß im Ordens- und Priesterstande, auch in einfachen, oft kümmerlichen Verhältnissen gedeihen sie und werden groß und angesehen vor Gott. Das stille, emsige Walten im Schoße der Familie, der tägliche abgemessene Pflichtenkreis des Mannes und Weibes, mögen sie auf des Lebens Höhe stehen oder in der Zurückgezogenheit wandeln, das ist häufig der Nährboden, wo große, starke Seelen wachsen und emporkommen. Immer wieder wollen wir dies benen sagen, die Vermeynen, um heilig zu werden, den Himmel zu verdienen, müsse Gott sie zuerst in eine andere Umgebung versetzen, diese und jene Schwierigkeit ihnen aus dem Wege räumen. Ja, dann wollten und könnten sie zeigen, wessen sie fähig wären. Diese Rede beruht auf Selbsttäuschung. Tut ihnen Gott den Willen und beseitigt die Hemmnisse, dann erlahmt doch bald der Eifer, weil sich wieder Widrigkeiten einstellen, die sie nicht überwinden können, und die Wünsche nach Veränderung beginnen sich von neuem zu regen. Nein, ausharren in den Verhältnissen, in die einen Gott gestellt hat, trotz aller Ungunst, aller Widerwärtigkeiten auf seinem Posten bleiben, das ist die Art und Weise, Gott zu gefallen und in kurzer Zeit, in einer kleinen Weile Verdienst und Lohn zu sammeln. Das ist zugleich auch die Art, Glück und Zufriedenheit an seine Scholle zu fesseln und den Abgang dieses Glückes unter die Seinen zu tragen. Friede und Freude ziehen ein und schlagen mitten unter ihnen ihren Thron auf.

Nicht jeder im Felde verdient sich das Eisene Kreuz. Aber jeder, der seine Pflicht tut auf seinem Posten und die Befehle ausführt, trägt zum Gelingen des ganzen bei und hat Anspruch auf das Lob seines Vorgesetzten und auf Ehre und Achtung des ganzen Volkes. So wird jeder Christ, mag er auch an einem unscheinbaren Platte stehen, ein von Gott Ausgezeichneter sein, wenn er in der kleinen Weile seines Erdenwandels Gold, Silber und Edelsteine auf den Bau seiner bereinigten Wohnung verwendet, mit anderen Worten, wenn er möglichst vollkommene, von Selbstsucht freie, von Liebe und Eifer getragene Handlungen seinem Richter aufzuweisen hat.

Bpa

Wahrer Frieden

Ich wollte Frieden finden,
Ich such' ihn allerwärts;
Ich fand wohl viele Sünden,
Doch kein versöhntes Herz.
Ich wollt' um Liebe werben,
Getreu bis in den Tod;
Ich sah die Liebe sterben,
Ein flüchtig Morgenrot.
Da bin ich still gegangen
Bis hin zum Kreuzestamm
Es stillte mein Verlangen
Das heiß'ae Gotteslamm.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des dritten Sonntags nach Ostern.

Blitze zuden! Donner rollen! Der eine Schlag jagt den andern; der eine Donner nimmt dem anderen sein fürchtbar Drohen aus dem Munde. In rauschendem Strome gehen die Regenbäche nieder. Die Menschen haben sich um die geweihte Kerze gesammelt und zuden in Schauer und Schrecken zusammen, wenn es grell durchs Dunkel lichtet, und des Donners Rollen über die Häuser fährt. Das sind Stunden, die mit dem Tode drohen und jede Freude scheuchen.

Die Sonne steht wieder stolz und segnend am Himmel. Die Wiesen dampfen, im erfrischten Buschwerk schmettern die Vögel ihr Lied. Die Erde atmet in kräftigen Zügen den Segen ein, der im Gewitter über die lebenden Fluren niederging. Und der Mensch steht dankesfrohen Herzens da und segnet die Stunden, deren Schrecken fern im West verzuht, während ihr Segen auch ihn und seine Felder heimgesucht.

Ein passendes Bild vom Menschenleid, das schmerzhaft mit dem Menschen umgeht, aber Gnade und Segen zurückläßt. Die Wechselgesänge der heutigen Sonntagsmesse legen uns denselben Gedanken nahe, beleuchten einmal im Scheine des Osterjubels das menschliche Leid. Gott selbst hilft im Leiden; dies ist des Menschen uralte Erbe; der Kreuzträger vergift auch im Schmerze seinen Gott nicht, zumal der Schmerz schnell verfliehet, aber ewige Frucht trägt. All diese Gedanken regen sich, wenn wir der heutigen Messe einen Augenblick frommen Nachdenkens weihn.

Introitus: Jauchze Gott zu, alles Land, Alleluja! Lobbet seinen Namen, Alleluja! Lasset herrlich erschallen sein Lob, Alleluja, Alleluja, Alleluja! Saget zu Gott: Wie schrecklich sind deine Werke; ob der Menge deiner Kraft lägen deine Feinde. Ehre sei dem Vater usw. Jauchze zu Gott, usw. Der Introitus enthält im ersten Teile die Aufforderung, in den Jubel der Osterzeit einzustimmen. Alle sollen sich diesem Lobpreise des Erstandenen anschließen, auch die, so geschlagenen Herzen sind. Wie der himmlische Vater in dem Verherrlichungswerke an seinem Sohne mit solcher Macht, solch schreckenregender Hoheit verfuhr, daß seine Feinde, die Juden, zu Zug und Trug ihre Zuflucht nehmen mußten — denn sie bestachen ja die Wächter, daß sie sagten: „Während wir schliefen, kamen die Jünger und stahlen seinen Leib!“ — so ist auch jetzt noch der Herr mächtig, auch jetzt ist sein Arm stark wie ehedem und immer. Er kann aus tiefster Trübsal herausheffen, und zwar so offensichtlich, daß die Feinde unseres Heiles zu Lugwerken greifen müssen, um ihre Niederlage zu verdecken. So ist Gott unseren Widersachern ein schrecklicher Gott; uns selbst aber ein hilfsreicher, liebevoller Vater, der in rechter Stunde seinen Treuen stets nahe ist. Darum heißt es auch im ersten Allelujavers: „Alleluja! Erlösung hat der Herr gesandt seinem Volke!“ — Diese Erlösung ist zweifach: hier auf Erden besteht sie in Gnade und Kraft, um der Versuchung widerstehen, um in der Trübsal ausharren zu können; droben ist es ewige Erlösung von aller Müh und jeglichem Leid. Gott läßt uns nie im Stiche; der hat immer seine Gnade, der mit und für ihn streitet. Dazu hat er den erhebenden Trost: Kurzes Leid erwirbt mir ewige Freude! Der zweite Allelujavers kündigt uns dies mit den Worten: „Alleluja! Christus mußte leiden und von den Toten auferstehn und so eingehen in seine Herrlichkeit, Alleluja!“ — Wenn der Eingeborene des ewigen Vaters, dessen Wesen stetes Glück und endloses Entzücken in sich schließt, Mensch geworden, durch Leiden zur Auferstehung und Himmelfahrt kommen mußte, da er nur aus Erbarmen fremde Schuld auf sich genommen, um wieviel mehr muß es für uns dann selbstverständlich sein, daß unser Anteil der Schmerz ist, daß unser Weg zum himmlischen Jerusalem dornenvoll und steil ist. Dieser rauhe und mühevolle Weg aber wird zum echten Pilgerpfade, wie er es sein soll, wenn wir ihn „singend“ zurücklegen, wenn wir mit dem Offertorium befehlen: „Lobe meine Seele, den Herrn! Ich werde den Herrn loben in meinem Leben; ich werde meinem Gotte lobsingend, solange ich bin, Alleluja!“ — Unsere jungen Helden sind singend zum Angriffe vorgegangen, singend haben sie den Feind geworfen, und ihr Liebermund ist erst verstummt, als das tödliche Blei dem Tode die Brust geöffnet. So streiten echte Helden! So streiten die Helden des Herrn, die wahren Kreuzträger! Sie fühlen wohl die Hand des Herrn, die Wunden schlägt, so zum Leben sind; aber sie lassen diese Hand, es ist ja die Hand ihres Vaters; ihrem Gotte lobsingend dienen sie ihm treu, bis mit dem letzten Atemzuge das Kreuz von ihnen genommen wird, um gegen eine unverwelkliche Krone ausgetauscht zu werden. So wird ihnen alles leicht; zumal die Stunde, wo mit dem letzten Atemzuge die irdische Welt des Schmerzes vergeht und die ewige des Jubels erstet, die so schnell kommt. Nur ein Weilschen ist's, wie der Heiland es uns selbst im Kommunionverse sagt: „Eine Weile, und ihr werdet mich nicht mehr sehen, Alleluja; und wieder eine Weile, und ihr werdet mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater, Alleluja, Alleluja!“ — Nur ein Weilschen! Du hast vielleicht 40 oder 50 Jahre gelebt; vielleicht waren es auch bei dir Jahre, wo das Leid das Szepter schwang. Sie sind dahin! Nur ein Weilschen! Und die paar Jahre, die du noch zu leben hast?! Auch sie werden

nicht ohne Leid sein. Aber auch sie werden dir einst als Weilschen erscheinen: in der endlosen Ewigkeit, wo du als treuer Kreuzträger unendlichen Lohn erhältst. Alles wird dir dann als ein Augenblick der Prüfung vorkommen; alles wird dir eine süße Erinnerung sein, die wohl in Schmerz geboren ward, die aber in Seligkeit und Bönne ewig mit dir lebt. Droben, wo unser Heiland und Führer bei seinem Vater weilt!

Drum harre aus! Gott ist mit dir in allem Leid! Er ist dir nahe, er schickt dir Erlösung, er gibt Kraft, daß du im Schmerze aufstehst, daß du wenigstens Trost findest und mit dem großen Kreuzträger Franziskus ausrufst: „Was will's? Kurz das Leiden, etag die Vergeltung!“

Du armes Herz, das ungehehrt verblutet still an seiner Wunde; Von diesem stummen Hilfeslehn kein sterblich Ohr vernimmt die Kunde:

Harre aus in Glauben und Geduld! Auch deine Stunde wird noch schlagen; Dann wird der Herr mit Vaterhuld zum Quell des Heiles selbst dich tragen!

Was dir im Leben angetan, es wird sich schnell und milde lösen; Frei schau'st du wieder himmelan — von allem Nebel, allem Bösen. Was Fleisch und Blut dagegen spricht — was du geduldet und gelitten,

Um alle Schätze gibst du nicht, was du in tiefstem Schmerze erstritten.

(Zeller.)

Bedenk einmal diese Verse; sie sind so wahr und tröstlich!

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Petrus Martyr — ein Held des Glaubens

(29. April.)

Ich habe den Glauben bewahrt! (2. Tim. 4, 7.)

Das Wirken der Gnade ist still und geheimnisvoll. Das irdische Auge sieht es selten. Und doch gibt es Fälle, wo es auffällig wird, sodaß sein Dasein sich jedem aufdrängt. Wenn mitten im freien Hofleben der normannischen Herzöge ein hl. Eduard sittenrein und fromm heranwächst, wenn mitten in der Sittenlosigkeit des sinkenden Roms die Wunderblume einer hl. Agnes gedeiht, dann muß auch ein Sinn, der wenig auf die Ueberratur gestimmt ist, ausrufen: „Wahrlich, hier ist der Finger Gottes!“ Dies Wort kommt einem auch unwillkürlich auf die Lippen, wenn man das Jugendleben des hl. Dominikaners Petrus betrachtet.

Petrus wurde 1205 zu Verona geboren. Seine ganze Verwandtschaft hing der damals in Norditalien äppig wuchernden Irrlehre der Albigenser an. Trotzdem offenbarte sich in dem kleinen Petrus nicht nur früh der wahre katholische Glaube; es befeelte den Kleinen ein ganz außerordentlicher, unerklärlicher Absehn vor jeglicher Irrlehre. Er glich der Rose, die mitten unter Dornen ihren Duft verbreitet.

Als der Siebenjährige einst aus der Schule heimkam, fragte ihn sein irrgläubiger Oheim: „Nun, Peter, was hast du denn gelernt?“ Flammenden Auges und hochaufgerichtet rief der Knabe: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde . . .“, so sagte er das ganze apostolische Glaubensbekenntnis auf. Als der Oheim erschreckt und unwillig auf ihn einredete, der Teufel sei der Schöpfer alles Sichtbaren, und was noch mehr des Unsinnigen ist, blieb Petrus fest im Bekenntnis des wahren Glaubens. Der Vater nahm ihn nun von der Schule fort, um ihn von Lehrern seines Glaubens unterrichten zu lassen. Doch auch hier ließ sich das glaubensstarke Kind nicht irre machen; es blieb bei seinem: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erde! Als er dann die Universität Bologna bezog, kam er wieder in eine rechtgläubige Atmosphäre hinein, doch drohte ihm da von anderer Seite das Verderben. Die Sittenlosigkeit der akademischen Jugend war erschreckend groß, sodaß sie wie ein breiter Strom alles mit sich riß. Da der Heilige aber früh gelernt hatte, gegen den Strom zu schwimmen, blieb er auch hier von dem Schmutze der Sünde unberührt, zumal sein künftiger Beruf in immer deutlicheren Formen vor seine Seele trat. Es zog ihn zum neugegründeten Dominikanerorden hin; der Gedanke, einst im weißen Kleide der Anschuld vor die Welt hinzutreten, um ihr vor allem des Glaubens kostbar Gut zu bringen oder zu retten, stand ihm in allen Gefahren als mächtiger Schutz zur Seite. Als er dann alle Hindernisse überwunden und sein Ziel erreicht, setzte er als junger Ordensmann durch den schnellen Fortschritt seine Mitbrüder in höchstes Erstaunen. Durch eifriges Studium, das er mit glühendem Gebetsseifer und fast überstrenger Abtötung verband, bereitete er sich auf die hl. Priesterweihe vor. Mit sehnüchlichem Herzen sah er dem Empfange dieses hehren Sakramentes entgegen, das ihn ja befähigen sollte, seinen irgegangenen Volksgenossen Führer zur Wahrheit zu sein. Die apostolische Arbeit, die er mit dem herzlichsten Segenswunsche seiner Oberen auf sich nahm, trug reichste Frucht. Sie weckte ihm aber auch böse Feinde, die mit schmählicher Verleumdung gegen ihn kämpften. Es wurde dem Heiligen nun jegliche Seelsorgstätigkeit verboten. Mit stiller Demut ertrug er das Schwerste, das ihm Gott auflegen konnte, bis ein Wunder die Verleumdung entlarvte, und Petrus mit Ehre und Jubel sein gewohntes Arbeitsfeld wieder betreten konnte. Gott unterstützte jetzt die Predigt des geprüften und bewährten Ordens-

mannes durch viele Wunderzeichen. Tausende von Irrgläubigen führte er zur Wahrheit zurück. Der Haß der Sektierer, der nicht ausbleiben konnte, wuchs darob von Tag zu Tag. Doch Petrus ging stark und aufrecht seinen Weg und achtete es für unsterblichen Gewinn, als Streiter Christi auf dem Felde des Kampfes zu fallen.

Als er einst von Como nach Mailand zurückkehrte, er hatte einen Laienbruder namens Dominikus zum Begleiter, gesellten sich ihnen zwei Männer zu, die vorgaben, dasselbe Reiseziel zu haben wie Petrus. Gern gestattete er, daß sie sich ihm anschlossen. Unter erbaulichem Gespräche war man in eine waldumstandene Schlucht gekommen. Da wandten sich auf einmal die Begleiter bewaffneter Hand gegen die Ordensmänner. Br. Dominikus fiel durch einen einzigen Dieb. Petrus erhielt zwei Schläge über die Schläfen, die ihn für einen Augenblick betäubten und zu Boden warfen. Doch sofort richtete er sich wieder auf, empfahl seine Seele dem Allmächtigen, betete dann mit lechter Anstrengung dasselbe Glaubensbekenntnis, das er als Siebenjähriger so mutvoll vor seinem Oheim verteidigt und empfing den Todesstreich. Es war am 6. April 1252. Sein Leichnam wurde in großartigem Zuge in die Klosterkirche zu Mailand übertragen. Schon im nächsten Jahre sprach ihn Papst Innocenz IV. heilig. Sein Mörder bekehrte sich und starb als büßender Dominikanerbruder im Kloster zu Forlì.

Der hl. Petrus ist ein leuchtendes Vorbild in Bewahrung des hl. Glaubens. Der Glaube ist die Grundlage all unseres geistlichen Lebens. Ohne ihn ist es unmöglich, fest zu werden. Und doch wird dieses Glaubens kostbar Gut so wenig geschätzt; lächelnden Mundes wird es tausend Gefahren ausgesetzt; für ein Geringes wird es fortgeworfen. Schätze den Glauben hoch, lieber Leser! Bewahre ihn in heiliger Treue vor jeder Schädigung. Ersieh dir und den Deinen einen starken, unerschütterlichen Glauben! Unsere Zeit ist in vielem so glaubensfeindlich. Der Krieg hat auch da als Missionar gewirkt. Bete am Feste des hl. Petrus, daß er die Herzen weiter festige im Glauben an Jesus Christus, das Heil und die Rettung aller Welt. Dieser Glaube allein stärkt unser Volk und unser Heer auszuharren in Kampf und Entfagung, bis ein ganzer und rechter Frieden uns sicher.

*

Vor allem bleibe fest im Glauben,
An deinem Gotte halte fest!
Laß dir den Himmelstrost nicht rauben.
Der nie zu Schanden werden läßt;
Den Himmelstrost, vor Gott zu treten,
Wenn Erdennot die Seele trübt;
Wer beten kann, von Herz n beten,
Der kann auch tragen, was Gott schickt. (Kohébué.)

P. S. B., O. F. M.

Ein Opfer der Eifersucht

Skizze von Edith von Claar.

Folgende Bekenntnisse eines eifersüchtigen Herzens fand ich in einem Hotel in der Schublade eines alten Schreibtisches. Wie sie dahin kamen, und wer sie geschrieben, wird wohl ein Geheimnis bleiben, ihr Inhalt aber ist spannend genug, um die Wiedergabe zu rechtfertigen.

Ich weiß nicht, warum ich so lange auf der Welt lebe, und doch nicht in ihr, warum ich leide, während andere sich im Glücke sonnen. Meine Vergangenheit scheint ein entsetzlicher Traum, meine Gegenwart Dual, meine Zukunft ein Leichentuch. Gott! wenn ich meines Lebens Geschichte überblide, und die schmerzlichste Episode desselben mir ins Gedächtnis rufe, ist mirs, als müßte ich den Verstand verlieren. Wenn ihr Bild in meiner Seele auftaucht, wenn ich des Bandes gedenke, das uns umschlang, und das nun auf ewig zerrissen, so erfährt Wahnsinn mein Gemüt, der Kopf schwindelt, die Hand versagt den Dienst.

Nun bin ich ruhig, denn alles wird bald zu Ende sein. Der Wahrheit aber will ich Zeugnis geben, die Geschichte meines Daseins niederschreiben, um das unvermeidliche Ende meiner Existenz zu rechtfertigen, die mir zum Fluch geworden.

Von guter Familie geboren, wurde es mir zur Aufgabe gemacht, in der Welt etwas zu leisten, und man sandte mich in des Landes beste Schulen.

Ehrgeizig und aufgeweckt wie ich war, machte ich schnelle Fortschritte, und kaum 14 Jahre alt, erkannte man mir die meisten Kenntnisse, die besten Fortschritte zu, mit Ausnahme eines einzigen Jungen, der bisher alle Auszeichnungen verdient hatte.

Gegen diesen Jungen, Namens Alfred Moreland, faßte ich bald die gründlichste Abneigung, die zum tödlichsten Haß reifen sollte.

Alfred war von gefälligem Aussehen, schlanker Gestalt und intelligenten hübschen Zügen. Zuerst wurde er mir zuwider, weil meine Augen schwarz, die seinen dunkelblau waren, weil sein Haar lichtbraun gelockt, meines schlicht und schwarz war.

Bei näherem Bekanntwerden fand ich ziemlich bald triftigere Gründe für mein bitteres Vorurteil. Alfred war mir nicht allein in der Schule, selbst auf dem Spielplatz überlegen. Er war Meister im Schlittschuhlaufen und Schwimmen.

Meine Eifersucht wurde immer Meister über mich, wenn ich seine Ueberlegenheit sah und zugestehen mußte. Von Ehrgeiz verzehrt, strengte ich mich an, rasche Fortschritte in meinen Studien zu machen, und es gelang mir, ich wurde bald sein Rival.

Wie stolz war ich auf den Erfolg, aber bald drohte mir ein empfindlicher Schlag.

Am Ende des Semesters wurde verkündet, daß dem besten Schüler eine Ehrenmedaille zugeteilt werden sollte.

Mein eifersüchtiges Herz flammte auf. Alfred Moreland durfte sie nicht erhalten, sein Stolz gedemütigt werden.

Ich mußte den Preis gewinnen, koste es, was es wolle. Um den Zweck zu erreichen, strengte ich jede Faser meines Wesens an, versagte mir jedes Vergnügen, und während mein Rival auf dem Spielplatz umher tollte, war ich in Bücher vertieft, ja selbst wenn seine blauen Augen in Schlummer geschlossen, war mein Geist darauf bedacht, wie ich des Gegners Kraft zu lähmen vermöchte.

Es war allgemein angenommen, daß der Wettstreit nur zwischen Alfred und mir bestehen könne. Die Stunde, welche unser Geschick bestimmen sollte, nahte. Der große Festsaal der Schule war mit Gästen gefüllt.

Als mein Name gerufen wurde, erhob ich mich und beantwortete ruhig die Fragen der Prüfungskommission.

Meine Aufgabe war schwer, aber ich löste sie, und trat sichtbar befriedigt an meinen Platz zurück, Alfred kam an die Reihe. Ich sehe ihn noch vor mir mit seiner stolzen und doch so gefälligen Haltung lächelnd und ohne Zögern die an ihn gestellten Fragen lösen.

Als sein langes schwieriges Examen beendet war, wurde er mit der Medaille geschmückt. Ich vermochte mich vor Wut kaum zu fassen. Als ich sozusagen meiner Sinne wieder mächtig wurde, traf mich des Gegners strahlender Blick, seine Lippen schienen ein herausforderndes Lächeln zu umspielen. Meines Herzens Reid und Abneigung verwandelten sich in tödlichen Haß.

Glücklicherweise gingen unsere Lebenspfade auseinander. Unsere Schulzeit war beendet, und wir verloren uns aus dem Gesichte.

Jahre vergingen; sie milderten etwas die bösen Gefühle, und als ich zum Manne herangereift, verwischte meine neue Lebensstellung teilweise die Erinnerungen der Knabenzeit.

Ich hatte mit großer Auszeichnung promoviert, und meine Dissertation vor einer zahlreichen Versammlung gehalten, und der Rektor der Universität beglückwünschte mich mit warmen Worten. Im Rausche dieses Augenblickes vergaß ich die Demütigung meiner Knabenzeit und den Triumph meines Gegners.

Meine Eltern wünschten, ich möchte mich dem Gelehrtenstande widmen, und ich beschloß, Rechtsanwalt zu werden, was meinem Geschmac und meinen Fähigkeiten am meisten zusagte.

Ehe ich jedoch die neue Lebensaufgabe begann, machte ich noch eine Reise und gelangte in die Hauptstadt eines Nachbarlandes.

Verloren in glückliche Bilder der Zukunft, schlenderte ich am Morgen meiner Ankunft durch die Straßen.

Ich baute mir Lustschlösser und gewahrte nicht, daß ich absichtslos den Spielplatz eines Mädchenpensionats betrat, und mich in unmittelbarer Nähe der jungen Damen befand. Silbernes Lachen weckte mich auf, und eines der Mädchen zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Meiner Gegenwart unbewußt, plauderte das schöne Wesen unbefangen mit ihren Gespielinnen fort und schwang ihren Hut am blauen Bande lustig in der Luft.

Ich war zu dem Mädchen hingezogen, dessen Lachen mich ins Land der Wirklichkeit gerufen hatte.

In einem Sturm der angenehmsten Empfindungen entfernte ich mich: wer war das schöne Mädchen? Sollte ich sie wiedersehen?

Das Resultat meiner Erkundigungen war, daß sie Bella Golding hieß und die Tochter eines reichen Kaufmanns sei. Meine Empfehlungsbriefe verschafften mir bald Zutritt im Hause ihres Vaters. Bella war das einzige Kind, sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und ihr feines Benehmen erhöhte den Reiz ihrer Schönheit.

Im Anfang schien ich ihr gleichgültig, als aber meine Bewunderung zur tiefen Leidenschaft wurde, versuchte sie an mir die Gewalt der Koketterie und jeder Besuch stürzte mich tiefer in den Abgrund heftiger Liebe.

Meine auffallende Huldigung erregte bei dem alten Herrn Golding kein Mißfallen, er hatte sich nach meinen Verhältnissen erkundigt und fühlte sich durch meine Bewerbung geschmeichelt. Bella erwiderte meine Neigung nicht. Endlich bemerkte ich aber doch, daß der jugendliche Flattersinn tiefere Empfindungen gewann. In Jahresfrist war Fräulein Golding meine Braut.

Es hat wohl nie einen Mann gegeben, der allen Wünschen und Launen der Erwählten so vollständig Rechnung trug wie ich. Ich war der blinde Sklave meiner Braut und fühlte mich glücklich in dieser willenlosen Ergebung. Wie wenig ahnte ich, welch ein entsetzlicher Schlag mein Glück zertrümmern sollte.

An einem heiteren Septembertage ritt ich mit Bella spazieren. Wir besuchten die wildschönen Schluchten der Teufelsbrücke. Die Szenerie war großartig. An den Bergen senkten sich steile Klüfte hinab, und tief unten rauschten reißende Waldbäche.

Unter jener Buche hatten wir gerastet, dort hatte ich ihr meine Liebe gestanden. Ich zeigte Bella das lauschige Plätzchen und fragte sie, wann sie sich entschließen könne, ganz mir zu gehören.

Die braunen Augen wandten sich mit mild ernstem Ausdruck zu mir, sie öffnete die Lippen mir zu antworten, als ihr Pferd scheute, sich bäumte und die Reiterin in drohende Gefahr brachte. Ich versuchte umsonst das Tier zu bändigen, es riß sich los und stürzte in rasendem Galopp weiter.

Raum hundert Schritte noch und das Tier stand am Rande eines jähen Abgrundes.

Bella ahnte die Gefahr und rief um Hilfe. Halbgelähmt vor Schrecken ermannte ich mich eben, die Geliebte zu retten oder mit ihr zu stürzen, als ein Reiter in wahnsinniger Hast an mir vorüber sauste, und mit Riesenkraft das zitternde Tier vom gähnenden Abgrund riß. Mir schwindelte. Als ich wieder fähig war, mit Bestimmtheit etwas ins Auge zu fassen, sah ich den Fremden das ohnmächtige Mädchen im Arme halten. Ich ritt auf ihn zu.

„Erlauben Sie mir, Sie der Bürde zu entledigen“, sprach ich hochmütig und stieg vom Pferde.

Der Fremde erhob das Haupt, unsere Blicke trafen sich; ich schrak zurück.

Konnte die Zeit ein Gesicht so unverändert lassen? Ich sah die lichtblauen Augen, das lockige Haar, den stolzen Ausdruck von Alfred Morelands. Wir erkannten uns gegenseitig, aber keiner sprach.

Endlich brach ich das peinvolle Schweigen. „Die junge Dame ist meine Braut.“

Ein spöttischer Zug kräuselte Morelands feine Lippen.

„Entschuldigen Sie! wenn ich das hätte ahnen können, würde ich Ihnen die Gelegenheit gelassen haben, die Dame zu retten.“

Ich zuckte zusammen. Der Sarkasmus verletzete. Eine heftige Erwiderung schwebte auf meiner Zunge, ehe ich sie aber auszusprechen vermochte, schlug Bella die Augen auf und hohe Röte überslutete ihr Antlitz, als sie in Morelands Augen den Ausdruck unverkennbarer Bewunderung sah.

Mein Herz ergriff wilde Eifersucht, mit rasendem Rhythmus erwachte in mir aller Haß der Knabenzeit, Bella aber durfte das nicht ahnen.

„Die Dame bedarf Ihres Beistandes nicht länger, mein Herr“, bemühte ich mich zu sagen.

Moreland verbog sich tief vor Bella und schlang sich in den Sattel, ohne mich anders als mit leichtem Kopfnicken zu begrüßen. Als ich seine anmutige Gestalt zwischen den Stämmen des nahen Waldes verschwinden sah, atmete ich auf.

„Wie heißt Du Dich, Bella?“ fragte ich besorgt.

„Ziemlich wohl“, entgegnete sie trocken.

Schweigend ritten wir heim.

Bella schien mir sichtlich zerstreut und kalt.

Zu Hause angekommen, wünschte ich ihr gute Nacht und entfernte mich. Tausend quälende Einbildungen verfolgten mich. Ich hatte Alfred Moreland wiedergesehen und unter Umständen, die nicht geeignet waren, der Kinderjahre Vorurteile und Gefälligkeiten zu verschonen.

Auch Bella hatte mir, meiner Ansicht nach, Grund zum Bünnen gegeben, und in dieser Unzufriedenheit verbannte ich mich selber aus ihrer Nähe, voraussetzend, sie werde das Entbehren meiner Gegenwart ebenso schmerzhaft fühlen, wie ich ihre Abwesenheit.

Acht Tage vermied ich ihr Haus. Endlich wollte, mußte ich sie sehen, und in einem Blicke ihrer seelenvollen Augen die Liebe lesen, die sie mir bewahrt.

Ich ließ satteln und ritt nach Herrn Goldings Landhaus.

Als ich vor dem alttümlichen Gebäude abstieg, war es ziemlich spät am Nachmittag. Ich schritt leise die Treppe hinauf, um Bella zu überraschen. Alles war still und öde, ich trat durch die halb geöffnete Tür des kleinen Zimmers, in dem ich sie gewöhnlich fand. Das Gemach war leer; in einer Vase stand ein vertrocknetes Bukett, das ich ihr vor mehr als einer Woche gesandt.

Eben war ich im Begriffe, in den Salon zu gehen, als ich Stimmen in leisem, ernstem Gespräch vernahm.

Ich erkannte Bellas Stimme, und von Neugierde getrieben, näherte ich mich leise der offenen Tür und sah Bella am Fenster und neben ihr Morelands verhasste Gestalt.

Der unerwartete Anblick ließ das Blut in meinen Adern stocken; ich stand wie gelähmt. Es war kein Traum.

„Sprechen Sie nicht so zu mir, Herr Moreland“, flüsterte Bella und zog mit einem Blick sanften Vorwurfs ihre Hand aus der Alfreds, „soltren Sie mich nicht mit Worten, die ich leider nur zu gut verstehe; haben Sie Mitleid mit mir.“

„So soll ich Sie denn verlassen, Sie wollen, daß wir uns trennen?“ fragte er.

„Muß ich denn nicht“, hauchte sie, „bin ich nicht eines anderen Braut?“

Sie glaubten sich allein, er zog sie ans Herz, küßte ihre Stirn und — sie ließ es geschehen.

Unter mir schien der Boden zu wanken, ich war wie von Sinnen, aber mit eiserner Willenskraft raffte ich mich auf und eilte fort. Ich hatte genug gesehen; in einer Woche hatte sie meiner Schwüre vergessen, von einem anderen sich bestreiten lassen. Und von wem! Ich bestieg mein Pferd und ließ ihm die Zügel, ohne zu achten, wohin es mich trug. Fort, fort ging es unaufhaltsam.

Mein schnaubendes Ross mähigte endlich den Lauf, und als der Abend aufstieg, ging es im Schritte. Der Mond zog ruhig am Himmel hin. In wilden Träumereien sah ich bewegungslos auf meinem Pferde, als Hufschlag an mein Ohr tönte. Ein Druck am Zügel und mein Tier stand im Schatten, weil ich der Beobachtung entgehen wollte.

Gleichgültig blickte ich nach dem Fremden, der langsam vorüberritt. Das Mondlicht fiel auf sein Gesicht und zeigte mir Alfred Morelands verhasste Züge. Ich ließ mir nicht Zeit, das seltsame Zusammentreffen zu erwägen, sondern eilte raschglühenden Herzens ihm nach.

Er wandte sich und blickte mich erstaunt an.

„Sie kennen mich nicht?“ fragte ich finster.

„Ich würde Sie überall erkennen; warum halten Sie mich auf?“

„Weil ich Sie hasse — hassel!“ zischte ich ihm ins Ohr.

„Können Sie nicht vergessen, nicht vergeben?“ fragte er leise, offenbar durch mein eigentümliches Benehmen eingeschüchtert.

„Die Zeit hat weder meinen Haß gemildert, noch die Erinnerung an früheres Unrecht.“

Wir waren an einem einsamen, wilden Ort zusammengetroffen, und er wurde unruhig.

„Was wünschen Sie von mir?“

„Schwören Sie“, rief ich in höchster Aufregung, „daß Sie nie wieder sich zwischen mich und das Meine drängen wollen.“

Die Röte beleidigten Stolzes flammte über sein Angesicht.

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie wollen hinterlistig mir die Liebe meiner Braut rauben, und sollen diesen Ort nicht verlassen, bevor Sie geschworen, jedem Gedanken an Fräulein Golding zu entsagen.“

„Ah! Sie sind eifersüchtig“, lachte Moreland, „es ist das die zweite Medaille, die ich Ihnen streitig mache.“

Mein Blut kochte; ich erhob mich in den Steigbügeln, ergriff mit beiden Händen die Reitpeitsche und schlug ihn mit dem schweren Kopfe hart gegen die Schläfe.

Der Angriff kam so schnell und unerwartet, daß er zur Verteidigung keine Zeit fand, sondern hilflos zurücktaumelte. Ich stieg vom Pferde, zerrte den Halbleblosen zu Boden und packte ihn an der Kehle.

„Erbarmen!“ stöhnte er schwach.

Aber ich achtete nicht des Flehens; mit wildem Fluche schlug ich ihn wieder und immer wieder, bis er ohne Lebenszeichen vor mir lag. Nun rollte ich Felsstücke herbei, wälzte sie auf sein Haupt und zerquetschte und zermalmete es zu blutiger, unkenntlicher Masse. Er war geschehen — Alfred Moreland war meiner Rache erlegen.

Mit teuflischem Lachen betrachtete ich meines Feindes Leichnam. „Weine Bella“, jauchzte ich, „Dein Geliebter ist tot!“

Ich schlang mich in den Sattel, weil ich fühlte, daß ich fliehen mußte.

Wild und planlos ritt ich zuerst von dannen, von meiner Seele erhob sich Morelands Antlitz mit dem Ausdruck flehender Bitte. Der Nachgedruch war befriedigt, andere Empfindungen brachen durch. Man würde den Gemordeten finden, der Verdacht mußte auf mich fallen. Tiefes Grauen erfaßte mich. Wie sollte ich der Gerechtigkeit entfliehen? Furchtgepeitscht trieb ich mein Pferd an, bis es machtlos niederstürzte. Dann wusch ich Gesicht und Hände in einem Bächlein und setzte den Weg zu Fuß fort, bis ich die nächste Eisenbahnstation erreichte, wo ich ein Billet nach der Metropole löste, und mich sicherer fühlte, als ich in deren Gewühl mich verlor.

Nachdem ich mir ein ruhiges Zimmer genommen, ergriff ich begierig die letzte Nummer der Abendzeitung und las die Kunde des Mordes.

Schweißtropfen perlten mir von der Stirne, da sah ich, daß alle Beweise auf mich deuteten, daß die Myrmidonen der Justiz bereits auf meiner Spur waren.

Ein Schrei des Entsetzens aber brach von meinen Lippen, als ich las:

„Fräulein Golding, die Braut des Ermordeten, wurde gestern, ein Opfer wildsten Wahnsinns, ins Irrenhaus gebracht. Ihr Zustand ist hoffnungslos.“

Für mich hat das Leben abgeschlossen. Was liegt daran, wenn mich die Hand des Gefechts erreicht? Und doch ist's schrecklich, den Tod des Verbrechers zu sterben. Ein Ausweg ist offen. Breit und majestätisch wälzt der Strom seine Bogen dahin. Ein Schritt liegt zwischen mir und dem Tode, ein kurzer Kampf — und alles ist vorbei, und Pein und Borne des Erdenlebens zerrinnt im Ozean der Ewigkeit.

Soweit das Manuskript. Ein Schauer durchrieselte mich. Der Unseligste glaubte zu enden. Wohl endete er die zeitliche Qual, wohin aber führte ihn das dunkle Tor des Jenseits?

Mit dem leisen Seufzer: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ legte ich die losen Blätter an ihren Platz zurück.